

# PThI

Pastoraltheologische  
Informationen

---

Zeichen der Zeit

## Der Neue in Rom

Der interessanteste Politiker der Welt ist derzeit kein Politiker, sondern ein Mann, der ein bisschen jenseits ist. Seine Aufgabe ist nicht das Aktuelle, der Kleinkram und Kleinkrieg des Weltenlaufs, sondern das Metaphysische: Woher kommen wir? Wohin gehen wir? Was ist der Sinn menschlicher Existenz? Die Antworten verkündet er namens der ältesten Bewusstseinsagentur der Welt. Er muss das Uralte neu formulieren. Das ist die Herausforderung seines Jobs: aus der Tiefe der Zeit kommen, aber in die eigene Zeit hinein wirken.

Wenn dem Papst das gelingt, dann wird das Papsttum zum Politikum, so wie jetzt. Franziskus ist erst ein gutes Jahr im Amt, aber er hat seinen Kollegen Religionsführern, Staatenlenkern und Kirchenfürsten bereits vorgemacht, worauf es ankommt, wenn man Chef eines traditionsstolzen *Global Player* ist: „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen und unpopuläre Kritik zu üben. Knicke nicht vor den Erwartungen ein, sondern folge deinem Gewissen.“ Mit den Worten des Papstes: „Gehe aufrecht!“

Das ist der wahre, der revolutionäre Kern jener Rede des Kardinals Jorge Maria Bergoglio im Vorkonklave, die seine Wahl zum Papst begründete und später an die Öffentlichkeit kam. In ihr hatte er gegen die Selbstbezüglichkeit seiner Kirche, gegen ihren theologischen Narzissmus und ihre Angst vor der Welt polemisiert. Dass die anderen Kardinäle ihn daraufhin zum Papst wählten, zeigt ihren dringenden Wunsch nach Wandel. Bergoglio schloss an die Theologie Benedikts XVI. an, indem er erklärte, die Kirche sei nicht die Welt – aber (und da liegt der Unterschied) Kirche sei Kirche nur in der Welt. Nicht im Rückzug, sondern in der Offensive. Nicht geduckt, sondern „aufrechten Gangs“.

Diese Metapher ist entscheidend. Sie war einst der Lieblingslogan linker Dissidenten, die den moralisch bankrotten Staatssozialismus und die Verkommenheit der Erlösungsutopien anprangerten. *Training des aufrechten Gangs* hieß ein legendärer Gedichtband von Volker Braun, in dem der ostdeutsche Schriftsteller gegen den falschen Gehorsam anscrieb, gegen die Erstarrung einer großen Idee zu einem autokratischen System. Der Buchtitel wurde zum geflügelten Wort für den Aufstand des Gewissens gegen die Macht. Eines der schönsten Gedichte von Volker Braun trägt den Titel *Giordano Bruno* und benutzt die Kirchengeschichte als Analogie zur politischen Gegenwart. Sein Thema: die Willkür als Zeichen der Unfreiheit. Giordano Bruno ist der Dissident, der die Wahrheit verteidigt und die Besitzstandswahrer angreift. Er attackiert den Stillstand, er beendet die bleierne Zeit.

Nun kommt also ein Papst mit dem Herzen eines Dissidenten. Von den deutschen Bischöfen hörte man sogleich, dass sie Bergoglios Rede sehr begrüßten und nun auf Reformen aus Rom hofften. Sie hatten noch nicht ganz verstanden, dass sie selber es sind, die nach Meinung des Papstes die Kirche ändern sollen. Franziskus sagt: Macht euch gerade! Es ist ein aufklärerischer Vorgang. Der Papst hat die Zeichen der Zeit erkannt, indem er seiner Kirche den Wandel und die Freiheit predigt.

Bei seiner ersten Auslandsreise hat er vorgemacht, was Freiheit bedeutet, dieses viel beschworene, aber allzu selbstverständlich gewordene Credo der westlichen Welt: Freiheitliches Handeln heißt selbstbestimmtes Handeln – nach der Maßgabe eines höheren Ziels. Franziskus ließ in Brasilien die Staatspräsidentin warten, um zuerst die Hände der einfachen Brasilianer zu schütteln. Das sollte bedeuten: Erst kommt der Mensch und dann die Politik. War das Volksnähe oder bloß Populismus? Demokratie oder bloß Menschenfischerei? Wer Letzteres argwöhnt, wird sich über die Menschenfreundlichkeit dieses Papstes noch wundern. Denn er ermahnt die Politiker, dass sie der Würde des einzelnen Menschen verpflichtet sind. Noch im Flugzeug von Rom nach Rio hatte Franziskus die weltweite Jugendarbeitslosigkeit angeprangert. Man könnte sagen: Kapitalismuskritik aus dem Vatikan ist nicht neu. Und katholische Sozialenzykliken, die den Wert des Menschen gegen den Markt verteidigen, gab es schon vor Franziskus. Doch er trägt die alte Botschaft mit neuer Vehemenz vor: Mensch sein heißt mehr als nützlich sein.

Es ist eine politische Botschaft. Sie steht gegen den Zeitgeist, gegen das ökonomische Kalkül auch in zwischenmenschlichen Belangen. Sie passt zum Ideal einer armen Kirche, für das Franziskus sich starkmacht, damit das Christentum Zukunft hat. Franziskaner sein hieß im Mittelalter, als der Orden gegründet wurde, nach dem Vorbild Jesu in selbst gewählter Armut zu leben. Franziskaner sein hieß aber auch, die erzwungene Armut zu bekämpfen. Deshalb hatte der neue Papst gleich nach seiner Wahl, beim ersten Sonntagsgebet auf dem Petersplatz, über Barmherzigkeit gesprochen. Seither lässt Franziskus keine Gelegenheit mehr aus, Zeichen zu setzen: sich mit den Notleidenden zu solidarisieren, sich vor den Laien zu verneigen und die klerikale Macht zu kritisieren. So versucht er die Welt und seinen eigenen Laden gleichzeitig zu bekehren, frei nach dem Vorbild des Franz von Assisi: „Selig, wer sich vor Untergebenen so demütig benimmt, wie wenn er vor seinem Obern und Herrn stünde.“

Aber geht das: Demut an der Spitze der Kirche? Revolution von ganz oben? Antiautoritäre Autokratie? Der Papst ist noch immer Papst. Er herrscht über eine streng hierarchisch gegliederte Institution. Nicht der Mann selbst, aber sein Amt ist unfehlbar. Er verkündet die eine Wahrheit, und was er in der

Glaubenslehre sagt, ist irrtumsimmun. Er ist Oberhaupt der weltgrößten Religionsgemeinschaft. Und trotzdem lässt er sich nicht einfach feiern, sondern lenkt die Aufmerksamkeit der Medien gezielt auf die Schwachen. So funktioniert das Prinzip Franziskus: Hingehen. Zuhören. Einmischen.

Denn Kirche ist nur Kirche, wenn sie sich einmischt. Hatte Franziskus' deutscher Amtsvorgänger noch die „Entweltlichung“ gepredigt, und zwar so, dass die meisten Katholiken dachten, sie sollten sich gefälligst in die Kirche zurückziehen, kehrt nun der Papst persönlich in die Welt zurück. Wo Benedikt es beim letzten Weltjugendtag 2011 in Madrid noch peinlich vermied, sich zur Wirtschaftsmisere zu äußern, da nutzt Franziskus den Weltjugendtag 2013 in Rio für eine Botschaft an alle: „Ich habe weder Gold noch Silber, aber ich bringe das Wertvollste, das mir gegeben wurde: Jesus Christus.“

Das heißt: Wir haben einen Glauben, der von dieser Welt ist. Wir gehen mit der Zeit, nicht weil wir uns anpassen, sondern weil wir ihren Fortgang bestimmen wollen. Es nützt nichts, auf der 2000-jährigen Geschichte der Kirche zu beharren, sie muss auch ins 21. Jahrhundert gelangen. Sie muss sich verorten in einer neuen, globalisierten Welt, die diese alte Botschaft dringend gebrauchen kann: dass Menschlichkeit, dass Gerechtigkeit, dass Erlösung möglich ist. So macht Franziskus Politik.

Politisch waren Päpste zwar auch früher. Es gab die Friedensinitiativen von Benedikt XV. während des Ersten Weltkriegs, den Einspruch von Johannes XXIII. gegen den Kalten Krieg, die Warnung von Paul VI. vor einem Atomkonflikt und den Einsatz von Johannes Paul II. für die Reformbewegung in Osteuropa. Doch die Politik des Wandels, die Franziskus predigt, ist radikaler. Sie betrifft die ganze Welt. Und die ganze Kirche.

Wer die Welt ändern will, muss sich selbst ändern. So versucht Franziskus, das verlorene Vertrauen vieler Katholiken in ihre Kirche zurückzugewinnen, indem er deren heikelste interne Fragen anspricht, nämlich die zur Sexualmoral. Wie geht Liebe auf Katholisch? Konkret: Muss Sex vor der Ehe Sünde sein? Bleibt die Pille verboten? Ist Abtreibung ein Sakrileg? Wer sich je nach einer grundstürzenden *Lex Franziskus* zur Sexualmoral sehnte, sah sich beschämt durch die Antwort des Papstes im Herbst 2013: Er gab die Fragen ganz einfach an sein Kirchenvolk zurück. 38 knifflige Einzelfragen, unterteilt in neun Kapitel – wie Ehe, Familie, Homosexualität, Verhütung, aber auch Liebe (zu den Menschen wie auch zu Gott) –, verschickte die Bischofskongregation in Rom an die Bischöfe der Welt. Während die meisten noch darüber grübelten, ob es wirklich wahr sein könne, dass der Vatikan diesen Fragenkatalog dem katholischen Fußvolk vorlegen wolle oder ob die Kleriker ihn nicht selber ausfüllen sollten, stellten die britischen Bischöfe ihn kurzerhand ins Netz.

Franziskus wollte das Kirchenvolk hören. Er hatte die Fragen zusammen mit der Bischofskongregation formuliert, er nahm selber an mehreren Treffen teil, um zu klären, was die Katholiken heute tun und denken. Man kann das jesuitisch finden (maximale Raffinesse) oder auch franziskanisch (maximale Nähe zu den Gläubigen), aber es ist vor allem demokratisch. Dieser Papst in den abgelatschten Schuhen und mit der Vorliebe für altersschwache Autos ist kein populistischer Armutsprediger. Er ist ein Reformpapst, der auf sehr zeitgemäße Weise um die Glaubwürdigkeit seiner Kirche ringt.

Dazu gehört auch, die Doktrin durchzulüften. Bisher galt die Schutzbehauptung, es sei doch seit Jahrhunderten so gewesen, dass zwischen katholischem Ideal und katholischer Wirklichkeit ein Abgrund klappte. Franziskus nimmt das Ideal noch einmal ernst. Er sagt nicht nach Art der Gesinnungswächter: Liebe Katholiken, reißt euch zusammen und habt erst Sex, wenn ihr verheiratet seid! Er fragt, wie menschlich die Regeln sind. Er ermuntert die Gläubigen zur Ehrlichkeit. Er behauptet, Kirche muss nicht autoritär sein. Und wenn sie Gedankenfreiheit gibt, kann sie sich sogar revolutionieren.

Franziskus hat die Zeichen der Zeit erkannt, indem er die dringlichsten Probleme innerhalb und außerhalb seiner Kirche anpackt. Sein Pontifikat begann zwar mit einem Scherz: Das schlichte „Gute Nacht“, mit dem er sich auf der Benediktionsloggia verabschiedete, wird mittlerweile gern zitiert von all jenen, die finden, dass ein Papst auch Humor haben darf. Aber Humor heißt noch nicht, dass einer harmlos wäre. Wenn es noch eines Beweises bedurfte für Bergoglios ernsthaftes Dissidententum, dann war es das 288 Seiten dicke Schreiben *Evangelii Gaudium*. Sein Manifest: eine Aufforderung zu mehr Freude (im Glauben), zu mehr Aufrichtigkeit (in der Glaubenspraxis) und zu mehr Gerechtigkeit (im Zusammenleben aller Menschen). Darin heißt es: „Die große Gefahr der Welt von heute mit ihrem erdrückenden Konsumangebot ist eine individualistische Traurigkeit, die aus einem begehrliehen Herzen hervorgeht.“ Wenn der Mensch sich in seinen eigenen Interessen verschließe, gebe es in ihm keinen Raum mehr für andere Menschen. Er verschließe sich der Freude ebenso wie der Liebe. Mit dieser Lieblosigkeit müsse jetzt Schluss sein.

Wie, das erklärt Franziskus in fünf großen Kapiteln. Er fordert zunächst eine „unaufschiebbare kirchliche Erneuerung“. Es folgt eine Liste moralischer Imperative: Nein zu einer Wirtschaft der Ausschließung! Nein zur Vergötterung des Geldes! Nein zu einem Geld, das regiert, statt zu dienen! Nein zur sozialen Ungleichheit, die Gewalt hervorbringt! Derart unverblümete Worte über unsere Wirtschaftsweise hörte man zuletzt von *Attac*. Und sogleich riefen die Kritiker: Ist der Papst ein Linker?

Nein, er ist ein Christ, der sich auf den Kern des Christentums besinnt: die Nächstenliebe. Er sagt Sätze wie: „Diese Wirtschaft tötet!“ Denn er will gehört werden, auch von Wirtschaftslenkern und Politikern. Seine Mission geht zurück auf Jesus, den Friedensfürsten, aber übertriebene Friedfertigkeit ist Franziskus' Sache nicht. Ein bisschen erinnert er an den berühmten Auftritt von Klaus Kinski, der einer fiktiven Weltgemeinschaft eine Moralpredigt hielt, die in der zornigen Frage gipfelte, was Jesus dazu gesagt hätte. Kinskis Antwort: „Jesus hätte euch in die Fresse gehauen!“

Nein, der Neue in Rom wird sich nicht mit Sonntagsreden begnügen und mit Gebrauchtwagen anstelle einer teuren Vatikanlimousine. Es reicht ihm nicht, den Vatikan aufzuräumen, an den Strukturen der Kurie vorbei ein Beratergremium externer Kardinäle zu schaffen, die Nuntien ebenso wie die Bischöfe zur Demut aufzufordern. Er ermuntert die Gläubigen zur Mitsprache und fordert die Kirchen weltweit zum zivilen Ungehorsam gegen die Flüchtlingsgesetze ihrer Länder auf. Er scheute sich nicht, einen wie Wladimir Putin zu empfangen, was sogleich politische Folgen hatte: ein vatikanisches Papier für eine friedliche Lösung des Syrienkonflikts und den Plan, die Weltreligionen für einen Toleranzgipfel zu versammeln. Vatikan goes Weltpolitik.

Was hätte Jesus dazu gesagt? Vielleicht: Dass Franziskus recht hat, wenn er meint, dass Christsein mehr bedeutet als über den unerfreulichen Weltzustand zu klagen und dass Barmherzigkeit keine Privatsache ist. Das muss man als Papst auch mal im Klartext sagen, statt dauernd Rücksicht zu nehmen auf die zuständigen römischen Kongregationen und die innerkirchlichen Empfindlichkeiten. Das Zeitgemäße an diesem Papst ist, dass er lächelnd über die theologischen Streitigkeiten hinweggeht und sagt, was nottut. Das ist kein Salonchristentum und kein Glaube für's fromme Mädchenpensionat. Das ist Franziskus für Männer.

Die Folgen waren beim ersten Weihnachtsfest des neuen Pontifikats in der Öffentlichkeit deutlich zu spüren. Plötzlich machten sich die Zeitungen einmal keine Sorgen um Gott. Jahr für Jahr hatte es zu den Weihnachtsbeschäftigungen der deutschen Journalisten gehört, den Zustand des Christentums zu beklagen. Je frommer der Autor, desto größer die Angst, Gott könnte eines Tages wirklich tot sein, weil keiner mehr an ihn glaubt. Doch plötzlich war die Angst weg – obwohl die Kirchen auch nicht voller sind als vorher. Denn Kirche spielt sich dank Franziskus wieder inmitten der Gesellschaft ab.

Wer hätte das gedacht. Gott steht in Deutschland zwar in der Präambel des Grundgesetzes, und die Kanzlerin hat den Amtseid geschworen, „so wahr mir Gott helfe“. Doch die meisten deutschen Politiker sprechen vorsichtshalber nicht viel vom Glauben. Glauben heißt: etwas für wahr halten, was man nicht sieht; auf etwas vertrauen, was vielleicht nie existierte. Im Zeitalter der Ver-

nunft erscheint der Gottesglaube nicht nur unvernünftig, sondern auch naiv. Selbst christliche Parteien hüten sich heute, allzu deutlich von Jesus Christus zu sprechen. Zwar haben die Deutschen einen Pfarrer als Bundespräsidenten und eine Pfarrerstochter als Bundeskanzlerin. Doch Joachim Gauck predigt am liebsten Freiheit. Und Angela Merkel sagt in ihrem Buch *Daran glaube ich*: „Unserem Staat ist verfassungsmäßig eine weltanschaulich-religiöse Neutralität auferlegt.“

Religion ist heute also Vernunftreligion und eine nüchterne Sache. Doch das zurückliegende Jahr hat gezeigt, welche politische Kraft vom Glauben noch immer ausgeht. Er eignet sich dazu, Kriege zu entfachen und ganze Länder zu verheeren – wie in Syrien; eine Bevölkerung zu spalten – wie in Ägypten; autoritäre Regime zu stützen – wie im Iran. Andererseits eignet sich der Glaube aber auch, politische Probleme mit einer Klarheit zu benennen, zu der die Politik schon lange nicht mehr fähig war: etwa die europäischen Flüchtlingsgesetze infrage zu stellen und eine weltweite Debatte über soziale Gerechtigkeit auszulösen.

Da kommt ein freundlicher älterer Herr, nennt sich Franziskus und begeistert Massen moderner Menschen für die altmodische Tugend der Barmherzigkeit. Wie macht er das? Indem er über Grenzen hinweg predigt, worüber kein Irrtum möglich ist: die Gottesbotschaft der Mitmenschlichkeit. Syrien und Rom sind zwei Extreme desselben Phänomens: Religion als Weltmacht. Zwischen den Extremen der eskalierenden Gewalt und der überschäumenden Papstbegeisterung aber wird eine Hoffnung sichtbar. Nicht nur Christen hoffen ja, dass sich am Horizont der Zukunft etwas findet, was größer ist als sie selbst. Nicht nur religiöse Menschen wünschen sich, dass es außer Erfolg und Besitz noch etwas Haltbareres gibt.

Früher nannte man es Erlösung. Heute würde man vielleicht sagen: ein anderes Leben. Man kann diese Sehnsucht sentimental finden, aber sie hat Wirkung. Denn Hoffende lassen sich mobilisieren. Im schlimmsten Fall: für eine Politik der Unterwerfung. Im besten Fall: für eine Politik der Gerechtigkeit, Freundlichkeit, Freiheit.

Der Publizist Rüdiger Safranski hat einmal gesagt, es gebe heiße und kalte Religionen. Das Christentum sei heute im Vergleich zum Islam eine abgekühlte Religion, weil ihm die Aggressivität fehle. Doch diese *Coolness* hat ihren Preis. Wo der Zweifel immer schon dazugehört, da reagiert man nicht mehr empfindlich auf das Elend seines Nächsten.

Diese Kühle ist neuerdings nicht mehr spürbar. Seit Franziskus im Amt ist, zeigt sich, dass es noch eine andere Hitze gibt als die der Aggression. Der Papst verkörpert einen Glauben, der unerbittlich ist in seiner Menschenfreundlichkeit. Wenn er Gerechtigkeit predigt und sich dabei auf Jesus beruft, dann

meint er es nicht milde, sondern endgültig. Jesus ist für ihn keine Möglichkeit, sondern eine Tatsache. Und die gerechtere Welt ist für ihn kein idealistisches Projekt, an dem wir sowieso wieder scheitern, sondern ein Versprechen, das erfüllt werden muss.

Das ist sein Zeichen der Zeit: Gott ist nicht tot, die Welt hat sich nicht säkularisiert. Aber sie kehrt auch nicht einfach zu Gott zurück. In einer modernen Gesellschaft, die wenig Illusionen hat, die abgeklärt ist und aus Erfahrung an nicht mehr vieles glaubt, gibt es offenbar noch heiße Wünsche: nach einem Sinn unseres Handelns, nach einem Zweck unseres Daseins. Der Papst gibt diesen Wünschen einen Namen und eine Richtung. Sein christlicher Glaube ist nicht die einzige mögliche Antwort. Aber immer noch eine treibende Kraft.

Evelyn Finger  
Redakteurin Feuilleton DIE ZEIT  
ZEIT ONLINE GmbH  
Buceriusstraße, Eingang Speersort 1  
D-20079 Hamburg  
Fon: +49 (0)40 3280-0  
Fax: +49 (0)40 3280-5003  
E-Mail: kontakt(at)zeit.de  
Web: <http://www.zeit.de/index>